

1

DIE
FEIERLICHE INAUGURATION
DES
RECTORS
DER
WIENER UNIVERSITÄT

FÜR DAS

STUDIENJAHR 1890/91

AM 13. OCTOBER 1890.

WIEN.

SELBSTVERLAG DER K. K. UNIVERSITÄT.

Druck von ADOLF HOLZHAUSEN in Wien,
K. UND K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKER.

BERICHT
ÜBER
DAS STUDIENJAHR 1889/90

ERSTATTET
VON
D^R. FRANZ X. PÖLZL
D. Z. PRORECTOR DER WIENER UNIVERSITÄT.

Hochansehnliche Versammlung!

Einem alten Herkommen gemäss habe ich als abtretender Rector gelegentlich der feierlichen Inauguration meines Herrn Amtsnachfolgers einen kurzen Bericht über die wichtigsten Verhältnisse und Ereignisse der Universität im abgelaufenen Studienjahre zu geben.

Die Ausführung meiner Aufgabe beginne ich mit der Darstellung des Standes des akademischen Lehrkörpers und der im Laufe des Jahres vorgekommenen Veränderungen in demselben.

Der akademische Lehrkörper zählte in seiner Gesamtheit 301 Lehrkräfte, von denen 89 ordentliche, 52 ausserordentliche Professoren, 144 Privatdocenten, 13 Lehrer und 3 Professoren ausser dem Collegium waren. Davon entfielen auf die theologische Facultät 9 ordentliche Professoren und 1 ausserordentlicher, auf die juristische 15 ordentliche, 4 ausserordentliche Professoren, 3 Professoren ausser dem Collegium und 15 Privatdocenten; die medicinische Facultät zählte 22 ordentliche, 38 ausserordentliche Professoren und 65 Privatdocenten, die philosophische 43 ordentliche, 9 ausserordentliche Professoren, 64 Privatdocenten und 13 Lehrer.

Mit Schluss des Studienjahres schieden von der Hochschule wegen Erreichung der gesetzlichen Altersgrenze für die akademische Lehrfähigkeit: Hofrath Dr. Ernst Wilhelm Ritter von Brücke, Professor der Physio-

logie und Vorstand des physiologischen Institutes, und Dr. Karl Bernhard Brühl (geb. zu Prag 1820), 1847 Professor in Krakau, 1858 in Pest, seit 1861 Professor der Zoologie und Vorstand des zootomischen Institutes.

Professor v. Brücke wurde zu Berlin am 6. Juni 1819 geboren. Er absolvirte das Gymnasium in Stralsund, studirte seit 1838 Medicin an den Universitäten Berlin und Heidelberg, wurde 1842 Doctor der Medicin, 1843 Assistent am Museum für vergleichende Anatomie in Berlin, 1844 Privatdocent für Physiologie an der Universität daselbst, 1848 ausserordentlicher Professor desselben Faches in Königsberg. Seit dem Sommersemester 1849 wirkte v. Brücke ununterbrochen als Hochschullehrer an der Wiener Universität. Er war auch Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften, Rector Magnificus der Universität und seit 1879 lebenslängliches Mitglied des österreichischen Herrenhauses; als Besitzer des Leopoldordens wurde Brücke in den erblichen Ritterstand erhoben.

Er war ein von seinen zahlreichen Schülern gefeierter akademischer Lehrer, und als tüchtiger Forscher auf dem Gebiete der Physiologie ist er insbesondere durch seine mikroskopischen und optischen Arbeiten grundlegend und bahnbrechend für weitere Forschungen gewesen.

Der akademische Senat hat in seiner Schlussitzung dem scheidenden Senior des gesammten akademischen Lehrstandes von Wien den Dank votiert für seine Verdienste um die Hochschule und die Wissenschaft.

Der Tod hat der Universität theils schon hochverdiente, theils noch vielverheissende active Lehrkräfte entrissen.

Am 29. Jänner d. J. starb Dr. Melchior Neumayr (geb. zu München am 24. October 1845), seit 1873 ausser-

ordentlicher, seit 1879 ordentlicher Professor der Paläontologie an unserer Hochschule, correspondirendes Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und der geologischen Reichsanstalt in Wien, sowie Mitglied anderer in- und ausländischer naturwissenschaftlicher Gesellschaften. Obwohl Neumayr frühzeitig der akademischen Lehrthätigkeit entrissen wurde, so war er doch schon durch sein reiches und gründliches Wissen, sowie durch seine unermüdliche Thätigkeit eine Zierde der Wissenschaft. Das Verzeichniss der von ihm publicirten Schriften und Aufsätze weist mehr als hundert Nummern auf.

Noch am Ende des Studienjahres erlitt unsere Hochschule einen weiteren schmerzlichen Verlust. Es verschied am 3. August Hofrath Dr. Ludwig Ritter Barth von Barthenau (geb. zu Roveredo am 17. Jänner 1839), der im Jahre 1867 Professor der Chemie an der Universität Innsbruck wurde und seit dem Jahre 1876 als Professor der Chemie und Vorstand des ersten chemischen Institutes unserer Hochschule angehörte. Professor v. Barth, der in den Jahren 1859 und 1866 den Feldzug mitmachte, hat sich durch die Gründung der nun im XI. Jahrgange stehenden „Monatshefte für Chemie“ und durch seine gediegenen Studien auf dem Gebiete der organischen Chemie ein grosses bleibendes Verdienst um die Wissenschaft erworben. Auch seine Herzensvorzüge sichern ihm ein warmes Andenken im Kreise seiner Collegen.

Ferner gingen mit Tod ab: Dr. Jakob Hock, Privatdocent für Augenheilkunde, Dr. Josef Kachler, Privatdocent für Chemie, und Dr. Heinrich Cornet, Lehrer der italienischen Sprache.

Dr. Josef Finger, Privatdocent für analytische Mechanik, hat seine Lehrbefugniss zurückgelegt.

Allen geschiedenen akademischen Lehrern wird die Hochschule ein treues Andenken bewahren.

Ausserdem müssen wir noch in Pietät einer Anzahl von Männern der Wissenschaft gedenken, welche im abgelaufenen Studienjahre mit Tod abgingen und einst als akademische Lehrer unserer Hochschule angehörten. Da diese Gelehrten schon in früheren Jahresberichten nach ihrer lehramtlichen und wissenschaftlichen Bedeutung gewürdigt worden sind, so kann ich mich ganz kurz fassen.

Es betrauert die theologische Facultät den Heimgang des gewesenen Professors des Kirchenrechtes, des Regierungsrathes Dr. Vincenz Seback (geb. zu Brünn 1805), der vom Jahre 1851—1877 der Facultät als Docent, ausserordentlicher und ordentlicher Professor angehörte und 1870 Rector Magnificus war († 13. Jänner 1890), des Dompropstes am Wiener Metropolitancapitel und Kanzlers der theologischen Facultät Dr. Johann Schwetz (geb. zu Busau in Mähren 1803), vom Jahre 1842—1862 Professor der Dogmatik († 20. März 1890); die juridische Facultät den Tod des Dr. Lorenz Ritter von Stein (geb. zu Eckernförde in Schleswig-Holstein 1815), vom Jahre 1855—1887 Professor der Nationalökonomie († 23. September 1890); die medicinische Facultät den Tod des Obersanitätsrathes Dr. Maximilian Leidesdorf (geb. in Wien 1818), seit 1856 Privatdocent der Psychiatrie, von 1866—1888 ausserordentlicher Professor desselben Faches und seit 1872 auch Leiter der psychiatrischen Abtheilung des allgemeinen Krankenhauses († 9. October 1889), ferner des emeritirten Professors der Anatomie Dr. Christian Voigt (geb. zu Brody 1808). Letzterer wirkte in Wien von 1861—1878 († 18. Februar 1890).

Ergänzt wurde der akademische Lehrkörper im Laufe des Studienjahres durch 2 Berufungen, durch die Beförderung von 2 Privatdocenten zu ausserordentlichen Professoren, sowie durch die Habilitirung von 12 neuen Privatdocenten.

Nach Wien berufen wurden: Dr. Wilhelm Meyer-Lübke von Jena als ausserordentlicher Professor für romanische Philologie und Dr. Wilhelm Waagen von Prag als ordentlicher Professor der Paläontologie.

Zu ausserordentlichen Professoren befördert wurden die Privatdocenten: Dr. Guido Goldschmiedt für Chemie und Dr. Jakob Krall für ältere Geschichte des Orients.

Habilitationen erfolgten: je 1 an der theologischen und juridischen, 8 an der medicinischen und 2 an der philosophischen Facultät. Ausserdem wurde die Lehrbefugniss des Privatdocenten für theoretische Philosophie, Dr. Richard Wahle, auf das gesammte Gebiet der Philosophie erweitert.

Besonders zahlreich waren die Berufungen von Privatdocenten an in- und ausländische Hochschulen und Lehranstalten. Von der juridischen Facultät wurden die Privatdocenten Dr. Victor Mataja und Dr. Ferdinand Lentner als ausserordentliche Professoren nach Innsbruck berufen, ersterer als Professor für politische Oekonomie, der zweite für Strafrecht. Von der medicinischen Facultät wurde der Privatdocent für Chirurgie Dr. Friedrich Salzer als Professor nach Utrecht berufen und der Privatdocent Dr. Ludwig Piskaček zum Professor der Geburtshilfe an der Hebammenschule in Linz ernannt.

Von der philosophischen Facultät wurden die Privatdocenten Dr. Josef Seemüller für deutsche Sprache

und Literatur und Dr. Josef Maria Pernter für Meteorologie zu ausserordentlichen Professoren in Innsbruck ernannt, der Privatdocent für Philologie Dr. Emanuel Löwy erhielt einen Ruf nach Rom und der Privatdocent für klassische Archäologie Dr. Franz Studniczka nach Freiburg i. B.

Einer Reihe von Professoren wurden im Laufe des Studienjahres Auszeichnungen zutheil. Von der juristischen Facultät erhielt Professor Hofrath Dr. Heinrich Siegel das Ritterkreuz des Leopoldordens, Professor Hofrath Dr. Karl Theodor von Inama-Sternegg Titel und Charakter eines Sectionschefs; von der medicinischen Professor Hofrath Dr. Ernst Ritter von Brücke das Comthurkreuz des Franz Josef-Ordens mit dem Sterne, Professor Hofrath Dr. Hermann Widerhofer wurde in den Freiherrenstand erhoben; von der philosophischen Facultät wurden die Professoren und Hofräthe Dr. Otto Benndorf und Dr. Josef Stefan mit dem Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet.

Die Frequenzverhältnisse des Studienjahres 1889 90 weisen im Vergleiche zum Vorjahre einen Ausfall auf. Im Wintersemester zählte die Hochschule 6060 Zuhörer (gegen 6371 im gleichen Semester des Vorjahres), von denen 4481 ordentliche, 1579 ausserordentliche waren, im Sommersemester waren 3845 ordentliche, 1140 ausserordentliche, in Gesammtheit 4985 (gegen 5448 im Vorjahre) Hörer inscribirt.

Auch die Zahl der Doctorpromotionen ist geringer als im Vorjahre, aber grösser als in den anderen vorangegangenen Jahren, im Ganzen wurden 521 Doctorpromotionen vorgenommen; die am Schlusse beigefügte tabellarische Uebersicht gibt näheren Aufschluss.

Vier Doctorcandidaten wurde die hohe Auszeichnung der Promotio sub auspiciis Imperatoris zu Theil: den Juristen Leonce Mündel Ritter von Scharthenberg und Otto Eckstein; dem Mediciner Richard Braun Ritter von Fernwald; dem Philosophen Philipp Broch.

Die Lackenbacher'sche Stiftungsprämie für die beste Uebersetzung aus dem Hebräischen ins Arabische wurde dem Cistercienser - Ordenspriester Doctorand Nivard Schlögl zuerkannt, der ein vorzügliches Concurselaborat geliefert hatte.

Zweimal wurde eine Deputation unter Führung des Rectors von Sr. Majestät in Audienz empfangen: das eine Mal, um den Dank des akademischen Senates für die allergnädigste Uebergabe des botanischen Gartens an das Staatsärar an den Stufen des allerhöchsten Thrones niederzulegen, das zweite Mal, um Sr. Majestät eine Dankadresse für die aussergewöhnliche Huld der Uebernahme des Protectorates über den Verein zur Pflege kranker Studenten der Wiener Hochschulen zu überreichen.

Dem emeritirten Professor der medicinischen Facultät Dr. Leopold Ritter von Dittel, Primararzt im k. k. allgemeinen Krankenhause, wurde bei seinem Doctorjubiläum von der Universität ein erneutes Doctordiplom in schöner Ausstattung überreicht.

Durch die Durchführung der schon länger projectirten Berasung und Bepflanzung des grossen Arkadenhofes hat das prachtvolle Universitätsgebäude in ästhetischer und hygienischer Hinsicht sehr viel gewonnen. Im Auftrage und im Namen des akademischen Senates hat der Rector dem Herrn Unterrichtsminister dafür den Dank ausgesprochen.

Die telephonische Verbindung der Rectoratskanzlei mit den Decanaten und der Universitätsquästur wurde angeregt, und es ist begründete Hoffnung, dass diese zweckmässige Idee bald verwirklicht werden wird.

Die monumentale Ausschmückung der grossartigen Arkadengänge hat Fortschritte gemacht: das Doppeldenkmal für die gefeierten Hochschullehrer Johann und Theodor von Oppolzer, welches die kunstsinnige Witwe Cölestine von Oppolzer spendete, wurde am 18. Mai in Gegenwart des akademischen Senates und eines zahlreichen distinguirten Publicums feierlich enthüllt, die Büsten Josef von Sonnenfels' und des Rechtslehrers v. Zeiller wurden fertiggestellt und harren ihrer Aufstellung.

Das Interesse weiterer Kreise für unsere Hochschule und deren akademische Jugend manifestirte sich auch im abgelaufenen Jahre durch Stiftung neuer Stipendien und durch Erhöhung schon bestehender Stiftungen. Herr Johann Jorda, Notar in Tischnowitz, widmete eine Summe von 5000 fl. zur Gründung einer Stipendienstiftung für einen Studirenden der philosophischen, Rechts- oder medicinischen Wissenschaften. Herr Josef Hirsch, gewesener Hausbesitzer in Wien, hat zur Errichtung einer Stipendienstiftung für Mediciner den Betrag von 7450 fl. gewidmet. Die Witwe Johanna Bischof von Altenstern hat zu der von ihr im Jahre 1885 ins Leben gerufenen „Dr. Bischof von Altenstern'schen Studienstiftung“ eine Zustiftung im Betrage von 1000 fl. gemacht.

Die verstorbene Concipientensgattin Katharina Scherer hat testamentarisch einen Capitalsbeitrag von 500 fl. zu einer Stiftung für einen bedürftigen Studenten der Wiener Universität vermacht.

Für diese sowie für alle anderen Wohlthaten spreche ich im Namen der Universität den verbindlichsten Dank aus.

Es erübrigt mir noch, den verehrten Mitgliedern des hohen akademischen Senates den herzlichsten Dank auszusprechen für die so wohlwollende und thatkräftige Unterstützung, die sie mir in meiner Amtsverwaltung zu Theil werden liessen.

Und nun übergebe ich die goldene Kette, das äussere Abzeichen der Rectorswürde, meinem hochverehrten Herrn Nachfolger mit dem heissesten Segenswunsche, sein Rectoratsjahr möge ein freudiges sein, reich an Früchten für die Wissenschaft und an Ehren für unsere althehrwürdige hochberühmte *Alma mater Vindobonensis*.

Heimat		Ordentliche Hörer an der				Ausserordentliche Hörer an der					
		theologischen	juridischen	medizinischen	philosophischen	theologischen	juridischen, u. zw.:		medizinischen	philosophischen, u. zw.:	
							A. O.	Hörs- u. Staats- rechtswissens- schaft		A. O.	Pharma- centen
F a c u l t ä t											
Uebertrag		228	1619	1985	385	12	64	229	629	174	139
Deutsches Reich	Preussen		5	6	7		1		31	2	
	Bayern		3	1	4				5		
	Sachsen		4		1				4		
	Württemberg			1					1		
	Baden		1	1					3		
Hessen											
Schweiz				2	1		2		17	1	
Frankreich			1	1						2	
Spanien									3		
Belgien				1					4		
Italien	1	3	1	1			2		2		
Schweden									10		
Holland									5		
England									24	3	
Russland		7	66	3		2		43	4	2	
Rumänien		4	56	1		3		22		3	
Serbien		4	34	5		1		6	1	3	
Bulgarien			19	1				3			
Griechenland		1	7					8	1		
Türkei		3	1			1		3			
Asiatische	Staaten	1		1		1		5	1		
Afrikanische		1									
Amerikanische		3						95	2		
Zusammen	229	1660	2182	410	12	75	231	923	191	147	
		4481				1579					
		6060									

H e i m a t	Ordentliche Hörer an der				Ausserordentliche Hörer an der						
	theologischen	juridischen	medizinischen	philosophischen	theologischen	juridischen, u. zw.:		medizinischen	philosophischen, u. zw.:		
						A. O.	Hörer d. Staats- rechts- Wissenschaft		A. O.	Pharmazeuten	
	F a c u l t ä t										
Uebertrag	214	1567	1402	330	11	44	179	422	109	135	
Deutsch. Reich											
Preussen		4	8	8			1	28	2		
Bayern		3	1	6				6			
Sachsen		2		1				3			
Württemberg								3			
Baden		2	1					1			
Schweiz			1	1				9	2		
Frankreich		1						2			
Spanien								3			
Belgien			1	1				3			
Italien	1	2	3	1			1	3	2		
Schweden								2			
Holland								3			
Luxemburg									1		
England		1						22	2		
Russland		6	51	4		1	1	33	5	1	
Rumänien		3	44	2	1			13		4	
Serbien		3	34	7		1		9		2	
Bulgarien			17	1							
Griechenland		1	9	1				5			
Türkei		3	3					1			
Asiatische		1				2		1	1		
Afrikanische		1									
Amerikanische		2				1		58			
Australische								1			
Zusammen	215	1602	1665	363	12	49	182	631	124	142	
		3845				1140					
		4985									

Verzeichniss

über die Promovirungen aller vier Facultäten während der drei letzten
Studienjahre.

F a c u l t ä t e n	1889/90	1888/89	1887/88
Theologische Facultät	11	6	12
Juridische Facultät	194	212	161
Medicinische Facultät:			
a) Zu Doctoren der gesammten Heilkunde	278	329	273
b) Zum Doctor der Chirurgie alter Ordnung	.	1	1
c) Zum Doctor der Pharmacie	1	.
d) Zu Magistern der Pharmacie.	102	69	64
Philosophische Facultät	38	45	34
Summa . .	623	663	545



ÜBER
AUFGABEN UND ZIELE
DER
CLASSISCHEN PHILOGIE.

INAUGURATIONSPREDE

GEHALTEN AM 13. OCTOBER 1890 IM FESTSAALE DER UNIVERSITÄT

VON

WILHELM VON HARTEL
D. Z. RECTOR DER WIENER UNIVERSITÄT.

Hochansehnliche Versammlung!

Indem ich durch diesen feierlichen Act an die Spitze unserer althehrwürdigen Universität trete, habe ich zunächst Ihnen, geehrte Collegen, zu danken, welche mich unter der Zahl Berufenerer dieses Ehrenamtes für würdig hielten, und habe Sie, theure Commilitonen, im Namen der Universität zu begrüßen und einzuladen, in bewusster Pflicht die alte Arbeit wieder aufzunehmen oder, insoferne Sie zum ersten Male unsere Hallen betreten, an die grossen Aufgaben Ihrer neuen Stellung zu erinnern. Ich glaube dies nicht besser und eindringlicher thun zu können, als wenn ich zu zeigen versuche, wie seit der Neueinrichtung unserer Universitäten der Umfang ihrer Bildungsmittel in Folge der unendlichen Ausdehnung und Verzweigung der Wissenschaften und dank der Fürsorge der Staatsverwaltung zugenommen, welche gesteigerten Ansprüche Staat und Gesellschaft an uns und Sie, an Lehrer und Hörer zu stellen ihr Recht haben, wenn wir der freieren Bewegung, die sie uns gewähren, und der reicheren Mittel, die sie uns bieten, nicht unwürdig und grösserer, die wir verlangen müssen, würdig erscheinen wollen.

Dass ich gerade davon zu Ihnen sprechen will, hat auch seinen persönlichen Grund; denn mir war es ver-

gönnt, zuerst als akademischer Bürger dieser Universität und dann als Docent und Lehrer während eines Vierteljahrhunderts die ununterbrochene Entfaltung ihrer Kraft aus der Nähe und theilnehmend zu begleiten und ihren grossen äusseren und inneren Aufschwung mitzuerleben, einen Aufschwung, welcher die kühnsten Hoffnungen jener übertraf, auf deren Rath unser allergnädigster Schirmherr die *universitas litterarum* wieder aufgerichtet und durch Gewährung der Lehr- und Lernfreiheit das gebundene geistige Vermögen der Lehrer und Forscher zu regster Bethätigung gelöst hat.

Diese grosse Bewegung spielt sich in den engen Grenzen eines Menschenalters ab. Die Wiedergeburt unserer Universitäten fällt in das Jahr 1848; ihr Taufschein ist jener grossgedachte, von Exner herrührende »Entwurf der Grundzüge des öffentlichen Unterrichtswesens in Oesterreich« vom 18. Juli 1848, durch welchen die bestehenden drei Facultäten, die theologische, juridische und medicinische, um eine vierte, die philosophische, vermehrt wurden, welcher »die Pflege der allgemeinen Wissenschaften um ihrer selbst willen nach ihrer ganzen Breite und Tiefe« und die Heranbildung jenes Lehrstandes anheimfiel, welcher an dem neu organisirten achtclassigen Gymnasium zu wirken und ein gereifteres Hörermaterial zu liefern bestimmt war. Wie es in Bezug auf die Gymnasien »rätlich schien, nur solche neue Haupteinrichtungen zu treffen, deren Wirksamkeit anderwärts unter Verhältnissen, die den unsrigen ähnlich sind, die Erfahrung erprobt hat«, und die Grundzüge deutscher Gymnasien in freieren, eine zeitgemässe Umbildung gestattenden Formen herübergenommen wurden, so wurden die Universitäts-einrichtungen Deutschlands der Neugestaltung unserer

Universitäten zugrunde gelegt, wie es in den Motiven heisst, »sowohl weil sie die bewährtesten sind, als auch weil der künftige Wechselverkehr zwischen ihnen und den österreichischen Universitäten es fordert«. Die freien Anschauungen dieses Entwurfes kamen unter dem Ministerium des hochsinnigen Grafen Leo Thun, dem Exner und Bonitz als Berather dienten, zur Durchführung. Was diesen drei Reformatoren das geistige Leben Oesterreichs zu danken hat, erkennt, wer die Zustände der Zeit vor und nach dem Jahre 1848 nur flüchtig vergleicht, und das wird in kurzer Zeit ein gemeinsames Denkmal in der Ruhmeshalle dieses Hauses der fernen Nachwelt künden.

Durch diese Reform wurde ein breiter Strom deutscher Wissenschaft und Bildung unserem Boden zugeführt, der, neu belebt und befruchtet, bald zurückzugeben begann, was er empfangen. Damit hatte der Staat die Pflege der Wissenschaft als seine Aufgabe anerkannt, die Pflege der Wissenschaft um ihrer selbst willen, die Pflege der Wissenschaft um aller jener willen und in allen jenen, welche ihm künftig als Beamte, Seelsorger, Aerzte, Lehrer in führenden Stellungen zu dienen berufen sein sollten. Das Princip, nur das unmittelbar Nützliche in kärglichem Ausmass zu lehren, das wie Mehlthau das Leben der Universitäten entkräftet hatte, war der Sonne einer neuen Zeit gewichen. Blieben auch die Facultäten nach ihren praktischen Zwecken äusserlich gesondert, so traten sie nun in innige Beziehung zueinander durch die gemeinsame Bildungsarbeit an ihren Schülern, in weit innigere durch den befruchtenden Austausch der Resultate und Methoden ihrer wissenschaftlichen Arbeit. In regem Geben und Empfangen, in vielseitiger Berührung und Durchdringung gediehen die einzelnen Wissenschaften

und setzten neue Triebe an, die, bald selbständig geworden, eigene Besorgung erheischten. Zugleich mit der Zahl der Professuren wuchs die Zahl der Seminare und Institute, welche den näheren Verkehr zwischen Lehrern und Hörern vermittelten und in den Betrieb wissenschaftlicher Arbeit einführten. Bald speicherten diese, ein beredtes Zeugniß ihrer Thätigkeit, in Zeitschriften, Dissertationen und Abhandlungen die reiche Ernte ihrer Aussaat auf und lieferten eine Schaar geschulter Arbeiter, welche den Bedarf an akademischen Lehrern deckten und den Staat und seine gelehrten Körperschaften in die Lage setzten, in dem Grossbetriebe der Wissenschaft durch die Ausführung weitreichender Aufgaben ihre Vollkraft zu bewähren.

Es liegt nicht in meiner Absicht, diese Gedanken an der Gesamtheit der an unserer Universität vertretenen Wissenschaften auszuführen. Ich will meine Betrachtungen innerhalb des engen und bescheidenen Gebietes der classischen Philologie halten, welche Gegenstand meiner akademischen Aufgabe ist. Was sich daran beobachten läßt, gilt auch von allen anderen Wissenschaftsgebieten, deren Vorbewegung, Ziele und Zusammenhänge zumeist auch exoterischen Kreisen bekannter sind.

Die classische Philologie, welche noch im Mittelalter alle Wissenschaften in sich begriffen hatte, wurde erst allmählig, nachdem die eine nach der andern sich von ihrem Stamme abgelöst hatte, zu einer geschlossenen Wissenschaft, und wir empfangen dieselbe mit der Neugestaltung der Universitäten in jener Form, zu welcher sie sich in Deutschland in etwa hundertjähriger Ent-

wicklung, zuletzt noch im lebhaften Kampfe der Formalisten und Realisten, der Schulen G. Hermann's und A. Böckh's, herausgebildet hatte.

In diesem Kampfe haben sich die Ansichten geklärt, die Vorstellungen von ihren Aufgaben gereinigt, die Methode der Forschung vervollkommnet, und es war ein grosser Gewinn, dass Männer, welche die Fortschritte dieser Entwicklung in sich aufgenommen hatten, aus Deutschland berufen, unter uns zu schaffen begannen. Es bedurfte harter, unverdrossener Arbeit, diese neue Wissenschaft zur Geltung zu bringen.

Der pädagogische Materialismus, dem es nur um die Nothdurft des praktischen Lebens zu thun ist, war bei uns zu tief eingerostet, und die Philologie theilt mit den anderen Geisteswissenschaften das Schicksal, dass sie nicht wie ihre Schwestern, die Naturwissenschaften, durch grosse, in das Leben eingreifende Ergebnisse ihren Werth und ihre Berechtigung jedermann einleuchtend und unmittelbar darzustellen vermag.

Mochte es auch in Oesterreich an warmen und verständigen Verehrern des Alterthums nicht fehlen, die österreichischen Culturinteressen waren, den Gesamtstaat ins Auge gefasst, nicht so innig und eng mit den Alterthumsstudien verwachsen wie die Deutschlands, das, im Geiste und in der Wahrheit der Antike wiedergeboren, eine nationale Poesie erlebt, deren Schöpfer, wie Herder und Goethe, grosse Erscheinungen der antiken Literatur, Homer und die attische Tragödie, dem Verständniss erschlossen, welche wie Schiller und W. v. Humboldt in griechischer Poesie und Kunst das Ideal edelster Menschlichkeit bewundern gelehrt hatten; es war nicht hier wie dort in breitere Schichten des Volkes die Ueber-

zeugung gedrungen, dass durch verständnisvolle Aneignung alles Grossen und Schönen, das die alte Welt gedacht und geschaffen, der Culturschatz der Nation zu erhalten, zu sichern, zu mehren sei. Auch strömt nicht zum Mindesten der classischen Philologie ihre Ungunst aus derselben Quelle zu, aus der ihr Segen quillt. Sie haftet an der mikrologischen Methode, die sie wie jede Wissenschaft handhaben muss, um zu sicheren Ergebnissen zu gelangen, und die sie schwerer vor geistlosem Mechanismus oder Anwendung an unrechtem Ort zu schützen vermag; sie liegt in der menschlichen Abneigung gegen ihre weitreichende schulmeisterliche Hand, mit welcher die Philologie jede historische Forschung von mühelosem Phantasiren zurückruft und zur Voraussetzungslosigkeit und Strenge des Denkens erzieht.

Endlich scheint ja das, was die classische Philologie zunächst und immer wieder zu thun hat, selbst dilettirenden Gelehrten zu einfach, als dass es besonderen Erlernens bedürfe. Einen Text von Fehlern gereinigt in seiner ursprünglichen Form herzustellen und zu erklären, Kritik und Hermeneutik sind ihr Anfang und ihr Ende. Und doch waren mehr als 2000 Jahre zu kurz, diese lange Kunst zu lernen. Sie beginnt mit den alexandrinischen Gelehrten, welche nach dem Ablauf der classischen Periode griechischer Literatur die Schätze derselben sammelten, ordneten, edirten und commentirten, nicht anders wie die deutsche Philologie heute um den Nachlass der Heroen unserer Literatur in löblicher Weise und aus zwingenden Gründen bemüht ist; denn auch sie werden von Verwüstung bedroht und entziehen sich immer mehr unmittelbarem Verständniss. Und doch liegt zwischen ihnen und uns nur ein Jahrhundert. Wir sprechen noch

ihre Sprache, denken, so scheint es, ihre Gedanken und empfinden, wie sie empfanden; und was sie schufen, schufen sie in Buchform, und das durch Druck vermittelte Buch ist zwar vor Verderbnissen nicht geschützt — der Goethetext der Cotta'schen Drucke lehrt es — aber die Fehlerquelle ist doch eine geringere.

Zwischen uns und den antiken Autoren liegen mehr als zwei Jahrtausende, welche das geistige Leben bis in seine tiefsten Tiefen umwandelten und alle Lebensordnungen erneuten, und das Buch war den ältesten unbekannt. Was die griechischen Epiker, Elegiker, Lyriker, selbst Philosophen und Geschichtenerzähler aufzeichneten, war für mündlichen Vortrag bestimmt und wurde durch Jahrhunderte mündlich fortgepflanzt, dabei sprachlich modernisirt, überarbeitet, entstellt, bis die Publication in Buchform üblich wurde und der buchhändlerische Vertrieb für ein Lesepublicum sorgte. Von da ab sind die Abschreiber die Erhalter der Literatur, zuerst durch Jahrhunderte des Alterthums, dann durch das ganze Mittelalter. Die Texte wären auf diesem Wege bis zur Unkenntlichkeit von Fehlern durchsetzt worden, wenn nicht gelehrte Revision dem Verderben Einhalt gethan hätte. Diese Wohlthat ward aber nicht allen zu theil und oft mussten, wenn man retten wollte, was zu retten war, aus schlechten, schwer lesbaren und zerstörten Vorlagen neue Abschriften genommen werden.

Nach Erfindung des Buchdruckes pflegten die Herausgeber die erste beste ihnen zugängliche Handschrift, oft nicht von den größten Fehlern gereinigt, durch Druck zu vervielfältigen, und noch zu Anfang unseres Jahrhunderts wurden die zuletzt gedruckten Texte neuen Ausgaben zugrunde gelegt. Wurden aber mehrere

Handschriften herangezogen, um durch Vergleichung Fehler zu beheben oder lückenhafte Stellen zu ergänzen, so unterliess man es meist, diese Zeugen für abweichende Lesearten auf ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen, kaum dass man den älteren einen Vorzug vor jüngeren gewährte. Was die Mehrzahl derselben bot, fand in der Regel besseren Glauben; man zählte sie, ohne sie zu wägen. Das war das gemeinsame Schicksal aller schriftlichen Denkmäler des Alterthums und Mittelalters.

Nach Im. Bekker's Vorgang, der selbst nahe an hundert Bände griechischer Texte in sorgfältiger Revision lieferte, sind die Anforderungen an die diplomatische Kritik ganz andere geworden. Jeder Herausgeber hat aus der Menge der Handschriften die verlässlichsten herauszufinden, sie sorgfältig Wort für Wort zu entziffern und zu vergleichen, ihr Verhältniss festzustellen, die selbständigen Zeugen von den unselbständigen, abgeleiteten zu sondern, die auf solchem Wege erschlossene älteste Textgestalt, wo es angeht, durch die noch älteren Zeugnisse der Commentare, Scholien, Citate zu controliren. Und seit Im. Bekker sind alle diese Forderungen nur verschärft worden. Man will die Gewähr haben, keine der besseren Handschriften zu übersehen, und sucht die verschlungenen Fäden der Ueberlieferung mit möglicher Vollständigkeit blosszulegen. Man strebt nach Autopsie der wichtigeren Zeugen oder sucht dieselbe durch photographische Aufnahmen zu ersetzen. Die Collation eines Codex darf selbst nicht Geringes, keine orthographische Variante, keine Correctur oder Rasur vernachlässigen.

Die Möglichkeit, des ausgebreiteten Materials habhaft zu werden, ist aber auch heute in höherem Masse

gegeben als ehemdem, indem der Inhalt öffentlicher und privater Bibliotheken durch verlässliche Kataloge bekannter wird und die Verwaltungen der Bibliotheken immer bereitwilliger unter staatlicher Vermittlung ihren Besitz freier Benützung zuführen. Aber viele und ansehnliche Sammlungen, namentlich in Deutschland, Spanien, England, sind mit ihren Katalogisirungsarbeiten im Rückstande oder harren, wie die griechischen Handschriften unserer Hofbibliothek, einer zeitgemässen Beschreibung. Das ist ein Feld, welches nur wissenschaftlicher Grossbetrieb mit Erfolg bestellen kann. Kraft und Mittel Einzelner reichen nicht aus, grössere Bibliotheksbestände so aufzunehmen und zu publiciren, wie wir es heute verlangen müssen. Denn es handelt sich nicht blos um den Hauptinhalt der Handschriften und um Alles, was für die Erkenntniss ihrer Eigenart von Belang ist, wie die äussere Form, ihre Zusammensetzung aus Blattlagen, Breite, Höhe, Schreibmaterial und Schriftcharakter, die aus solchen Indicien zu erkennende Zeit und Heimat der Schreiber. Nicht zum geringen Theile besteht der Fortschritt der diplomatischen Kritik in der gewissenhafteren Ausnützung solcher Aeusserlichkeiten. Aber auch alles Andere, was an einer Handschrift klebt, hat seinen Werth. Wir verzeichnen jeden Vermerk eines Besitzers, jedes Blattfüllsel mit seinen zufälligen Aufzeichnungen von Gedichten, Briefen, Rechnungen, Recepten, Zauberformeln und Gebeten bis zu den Seufzern der armen Schreiber, welche sich des Endes ihrer Arbeit und des sie oft belohnenden Bechers freuen. Diese geringen Dinge veranschaulichen uns das Kleinleben des Mittelalters. Indem wir aber die über die ganze Welt verstreuten Bücherschätze desselben zusammensuchen

und ihrer Zeit und ihren ursprünglichen Beständen zurückgeben, erkennen wir zugleich, mit welchen Autoren die einzelnen Jahrhunderte ihren geistigen Bedarf gedeckt, und gewinnen eine Art statistischer Unterlage für die Erkenntniss der wechselnden Culturströmungen verschiedener Epochen.

Es ist ein weites Feld für Beobachtung und Forschung, dieses Sammeln, Beschreiben, Lesen schriftlicher Denkmäler, und hat zur Ausbildung einer besonderen Wissenschaft, der Paläographie, geführt, an deren Ausbau Oesterreich rühmlichen Antheil genommen. Ein Zweig derselben, die lateinische Paläographie, erfreut sich bereits mehrfacher Vertretung und reicher Lehrbehelfe an unseren Universitäten, in ehrenwerther Dienstbarkeit philologische und historische Zwecke fördernd. Leichter und sicherer gewinnt nun durch sie jeder die erforderliche technische Fertigkeit in der Ausbeutung der Handschriften zur Herstellung der Texte, und es ist allmählig eine Akribie des Sehens und Mittheilens aufgekomen, welche fähige Augen zu unglaublicher Schärfe entwickelt hat, und es ist heute keine ungewöhnliche Leistung mehr, die im V. oder VI. Jahrhundert aufgetragenen Züge einer Handschrift zu entziffern, welche später einmal und auch ein anderes Mal auseinander genommen, gewaschen und wieder beschrieben worden war, ohne dass die Hilfe von chemischen Reagentien oder das oft schärfere Auge der Photographie in Anspruch genommen werden müsste.

Eine gewisse Uebung im Sehen und Lesen erwirbt also heute leicht jeder Philologe und Historiker, freilich nicht zugleich damit auch die Mittel, diese Fähigkeit im Dienste der Wissenschaft zu bethätigen. Indessen bieten

Unternehmungen der Akademie und seit einigen Jahren auch Reisestipendien unseren jungen Philologen einige Gelegenheit, Bibliotheken des Auslandes zu besuchen und zu durchforschen, und auf verwandtem Gebiete hat es die Regierung für zweckdienlich erkannt, die Kräfte unserer Universitäten in den Dienst grösserer Unternehmungen zu stellen, indem sie jüngst in Rom ein Institut für Geschichtsforschung gründete. Wir begrüßen diese Schöpfung als ein verheissungsvolles Zeichen.

Auch die classische Philologie ist noch lange nicht am Ende ihres Sammelns angelangt. Wer suchet, der findet auch heute noch kostbare Reste des Alterthums. Ich meine hier nicht blos Handschriften bekannter Autoren, welche die Grundlage ihrer Ueberlieferung neu gestalten, denn solche fördert jeder Tag ans Licht. Ungehobene Schätze lagern noch in den Rollen von Herkulaneum. Die ägyptischen Papyri haben uns ein für spartanische Sitte und Sprache ergiebiges Gedicht Alkman's, Scenen aus den Tragödien des Euripides, die Reden des Hypereides, des gewandten Gegners des Demosthenes, Theile jenes bedeutenden Aristotelischen Werkes über den Staat der Athener und Anderes der Art geliefert. Nicht geringer ist der Neugewinn aus griechischen Handschriften des Mittelalters. Aber selbst die römische Literatur, welche zumeist auf mittelalterlichen Nachlass angewiesen ist, hat in unseren Tagen manchen unverhofften Zuwachs erhalten, so die für die Zeitgeschichte bedeutsamen Einsiedler Stücke eines Poeten vom Hofe Neros, so die Gedichte des Dracontius, welche uns ein Bild der Poesie unter der Herrschaft der Vandalen in Carthago geben. Vor einem Jahre brachte das akademische Corpus der Kirchenschriftsteller die bisher unbekanntenen Werke

Priscillians, des originellen und gebildeten Theosophen, der im Jahre 385 in Trier den Märtyrertod für seine Lehre starb, und kurz vorher war in einer Bibliothek Italiens die Reisebeschreibung einer gallischen Dame gefunden worden, welche zwischen 380 und 390 n. Chr. die heiligen Orte besuchte und in dem Vulgärlatein ihrer Landschaft von den Eindrücken und Erlebnissen ihrer Reise von Constantinopel aus an ihre Klosterschwestern berichtet. Diesen umfangreichen und interessanten Texten kommen an Werth gleich die paar Seiten der verlorenen Historien des Sallust, welche ein junger österreichischer Gelehrter gelegentlich einer im Auftrage unserer Akademie unternommenen Reise in einem Palimpsest der Bibliothek von Orléans entdeckte.

Welche Bedeutung dieser sorgfältigen Untersuchung und rationellen Verwerthung der Handschriften zukommt, ist daran zu ermessen, dass in unserer Zeit jede andere Philologie und alle historische Forschung, welche von literarischer Ueberlieferung abhängt, die von der klassischen Philologie gefundene und ausgebildete Methode sich zu eigen zu machen bemüht ist. Wir sehen Juristen, Theologen und Historiker, und zwar die bedeutendsten Vertreter dieser Fächer mit hingebendster Ausdauer solch grundlegende Arbeit verrichten. Die römischen Rechtsquellen haben erst kürzlich eine streng philologische Recension erfahren. Die österreichischen Taidinge unserer Akademie stellen sich durch ihre sorgfältige Bearbeitung als Muster einer Edition deutscher Rechtsquellen dar. Die Theologie, welcher es vor Allem beschieden war, die weltbewegende Bedeutung abweichender Lesarten zu erfahren, strebt immer mehr, zu einer urkundlich gesicherten Gestaltung ihrer Denkmäler zu

gelangen, und selbst Texte, die minderwerthig scheinen, wie die alten lateinischen Bibelübersetzungen, erfreuen sich eines Aufwandes von Mitteln, um welche sie Texte classischer Autoren beneiden könnten. Eine geradezu unvergleichliche philologische Sorgfalt wird dem durch den Freiherrn von Stein hervorgerufenen Nationalwerk Deutschlands, der Herausgabe seiner Geschichtsquellen gewidmet, seitdem die Berliner Akademie die Leitung desselben besorgt, und die gesammte archivalische Forschung in der mittleren und neueren Geschichte hat immer mehr philologischen Charakter angenommen.

Auffindung der Handschriften und Eruirung der besten Zeugen ist Anfang und Grundlage der philologischen Arbeit. Dann erst können Kritik und Hermeneutik daran gehen, in gegenseitiger Verbindung die ursprüngliche Form eines Werkes herzustellen und seinen Inhalt zu deuten. Keine Handschrift eines Werkes, und mag sie der Zeit seines Verfassers noch so nahe stehen, ist fehlerlos, und wenn sich auch ein Theil der Fehler durch die Controle anderer Handschriften, ein weiterer Theil durch paläographische Technik, welche Verwechslung von Buchstaben, falsche Auflösung von Abbréviaturen und andere Schreibfehler richtigstellt, beheben lässt, so bleibt immer ein ansehnlicher Rest, den nur divinatorische Kritik, die Vertiefung in den Geist eines Schriftstellers und die Formen seines Ausdruckes wegzuräumen vermag. Hier muss der Philologe in sich die Gluth dichterischen Empfindens zu entfachen, die politische Leidenschaft des Redners mitzuerleben, die harte Gedankenarbeit des Philosophen mitzuthun wissen, um dort die Worte des

Dichters, Redners und Philosophen wieder zu finden, wo sie die Ueberlieferung vernichtet oder entstellt hat; er muss ganz Herz sein, um das von Anderen Gedachte und Erlebte als ein Stück eigenen Denkens und Lebens zu fühlen. Diese Gabe congenialen Nachempfindens ist freilich eine Gunst der Natur, ihre Ausübung eine Kunstschöpfung, dem Zeugungsacte des Werkes selbst vergleichbar. Doch lässt sie sich wecken und durch Uebung stärken. Beruht ja darauf der bildende Werth aller Philologie und keiner mehr als der classischen, welche alle anderen Literaturen durch die einfache Grösse und ursprüngliche Kraft ihrer Schöpfungen überragt und den sich in sie Vertiefenden mit dem edelsten Inhalt erfüllt.

Indessen selbst die geniale Befähigung eines Kritikers und Exegeten hängt in ihrer Bethätigung von Voraussetzungen ab, welche nach dem Zustande der literarischen Ueberlieferung nicht leicht zu beschaffen sind.

Jedes literarische Werk wurzelt in dem Boden seiner Zeit, von deren Anschauungen und Gedanken es erfüllt ist, aber es hängt auch durch tiefere Wurzeln mit der Vergangenheit zusammen, sowie seine Eigenthümlichkeiten und Vorzüge nicht selten erst die durch sie befruchtete Zukunft klarer hervortreten lässt. Diese Zusammenhänge aufzudecken verlangt das Verständniss des Ganzen wie des Einzelnen. Der Nachlass der antiken Literatur ist uns aber nur als ein Haufen von Trümmern erhalten. Ihre Werke werden häufig namenlos oder unter falschen Namen überliefert oder sind von Zuthaten jüngerer Hände durchsetzt, erweitert, überarbeitet; unter dem einen Namen Homer oder Hippokrates bergen sich Producte vieler Verfasser und verschiedener Zeiten. Jene unerschöpflichen Hilfen der modernen Philologie, Briefe,

Kritiken, Autobiographien und Memoiren, eine reich überlieferte Culturgeschichte und vor Allem der Haufe mittel-mässiger und alltäglicher Erzeugnisse, jene sicheren Massstäbe für das Hervorragende und Ungewöhnliche, fehlen gänzlich oder sind dürftig vorhanden. Das Echte und Unechte, das Aeltere und Jüngere zu sondern, ein namenloses Buch seinem Verfasser oder wenigstens seiner Zeit zuzuweisen, die Abhängigkeit eines Schriftstellers von anderen festzustellen, die successive Entstehung eines Werkes oder der Werke eines Autors zu erkennen, selbst in die Werkstätte schaffender Thätigkeit einen Blick zu werfen, das sind unter diesen Verhältnissen oft unlösbar scheinende Aufgaben der höheren Kritik und Exegese, die gleichwohl versucht sein wollen, wenn das Werk der niederen gedeihen soll. Nur selten findet diese höhere Kritik in der Ueberlieferung eine Stütze; in der Regel ist sie eine transcendente. Je unzulänglicher aber ihre äusseren Mittel sind, zu desto schärferer Ausbildung ihrer inneren Sinne ist sie gelangt, und auch an ihr hat sich die Noth als Mutter der Erfindung bewährt. Auf solche Weise ist sie wie die niedere Kritik für alle historische Forschung vorbildlich geworden. War die Abhandlung über die Phalarisbriefe eine kritische That, die zu jener Zeit nur einem Genie wie Bentley gelingen konnte, welcher im Vollbesitze der Kenntniss antiker Literatur und antiker Zustände, das im Stil und der Denkart Abweichende erkennend, eine ganze Gruppe von Fälschungen blosslegte, heute vermögen auch geringere Kräfte mit Aussicht auf Erfolg an solche Probleme heranzutreten. An den grossen Leistungen gottbegnadeter Forscher haben wir gelernt, schärfer zu sehen und zu suchen und unberückt durch den Schein vorgefasster Meinung in das

Innere fremden Denkens zu dringen, geheime Absichten und die Sprache des Schweigens zu verstehen, freilich soweit dies erlernbar ist.

Vor schwererem Fehlgang aber bewahrt die Vermehrung und Sicherung unseres Wissens von Sprache, Religion, Sitte, Kunst, von allen öffentlichen und privaten Verhältnissen der antiken Welt. Wenn es uns gelungen ist, Werke des Alterthums in ihrem Gesamtcharakter und in ihren einzelnen Zügen tiefer und richtiger aufzufassen, so haben wir dies nicht zum geringeren Theile der Ausbildung dieser philologischen Disciplinen zu danken. Diese haben aufgehört, ein blosses Aggregat wissenswerther Notizen zu sein, seitdem Winckelmann in seiner Geschichte der alten Kunst gezeigt, wie die Kunst mit dem nationalen Leben und seinen Wandlungen, seinem Denken und Empfinden unlöslich verknüpft war, und wie sich ihr Werden, Wachsen und Sinken unter bestimmten Bedingungen vollzog. Dadurch ist die Keimkraft aller historischen Forschung geweckt worden. Wie die Archäologie, so stellen Grammatik und Metrik, Geschichte und Mythologie, Staats- und Privatalterthümer besondere Seiten des geistigen Lebens dar, und aus allen setzt sich das Gesamtbild des Alterthums zusammen, aus welchem jede einzelne Lebensäußerung desselben begriffen und beurtheilt sein will.

Selbst derjenige Philologe, der nach der Hermannschen Definition den Begriff seiner Wissenschaft in Kritik und Exegese der literarischen Denkmäler und in den unentbehrlichen Hilfsmitteln für diese Arbeit, in Grammatik und Metrik, beschlossen findet, wird nach dem Masse seiner Kraft eine Gesamtanschauung des antiken Lebens zu gewinnen und das Böckh'sche Ideal von der Philo-

logie als einer geschichtlichen Wissenschaft, deren Ziel die Reconstruction des Alterthums in seinem ganzen Umfange sei, in sich zu erfüllen suchen müssen. In selbstthätiger Arbeit diese Reconstruction auszuführen, wird zum grösseren Theile immer Aufgabe der Philologie bleiben; sie auf allen oder auch nur mehreren Gebieten zu fördern, übersteigt bei der heutigen Lage der Dinge die Kraft des Einzelnen. Specialisirung und Arbeitstheilung ist die Signatur, welche wie jede andere Wissenschaft, so die Philologie von heute an sich trägt. Darin liegen die grossen Vortheile und Fortschritte, deren wir uns erfreuen, darin liegen aber auch nicht geringe Gefahren, vor denen uns ernstlich bangen müsste, wenn nicht die Natur der Arbeit selbst zu festerer Verbindung des Getrennten führte und sich so zweckdienliche Formen einer neuen Organisation schüfe.

Wie ich das meine, wird eine flüchtige Betrachtung über die genannten Specialfächer darthun können.

Kenntniss der Sprache und ihrer Gesetze in ungebundener und gebundener Rede, Grammatik und Metrik, galten stets als die unentbehrlichsten Mittel philologischer Forschung, welche ja nur durch das Medium der Sprache die Gedanken erreichen kann; sie galten lange als jene Werkzeuge, welche sich die Philologie ohne fremde Beihilfe schaffen soll und kann. Unermüdlich war jede Zeit bemüht, für Formenlehre, Lexikon, Syntax zu sammeln, keine mehr als die unsrige, welche jährlich eine Unmasse von Arbeit in Programmen, Dissertationen und Abhandlungen aufspeichert und begräbt. Denn hier besonders fehlt es uns an einer Organisation,

welche diese zersplitterten Bemühungen in den Dienst zielbewusster Leitung stellte und weit nutzbarer machen könnte. Gelegentliche Sammlungen retten nur einen Theil des Gewonnenen vor Vergessenheit und führen es weiteren Kreisen zu. Was sich durch eine strammere Vereinigung da leisten liesse, hat jüngst der muthige Versuch eines berühmten Gelehrten gezeigt, welcher zahlreiche deutsche und österreichische Gelehrte zur Herstellung eines *thesaurus latinitatis* verband.

Eines namhaften Fortschrittes in diesen Dingen können wir uns aber durch die consequente Durchführung eines doppelten Gesichtspunktes, des statistischen und historischen, berühen. Wir kennen nun, durch grosse inschriftliche Funde dabei begünstigt, ganz anders als ehemals die italischen und griechischen Dialekte jedes Stammes, jeder Landschaft; wir verfolgen die Laut- und Wortwandlungen derselben, an ihrer Hand den Bildungsprocess der Literatursprachen, ihre allmähliche Zersetzung und ihren Uebergang in die romanischen Sprachen und das Neugriechische; wir spüren der Geschichte jedes Wortes und seiner Bedeutung, jeder Construction und stilistischen Erscheinung durch die einzelnen Epochen der Literatur und bei jedem Schriftsteller nach; wir untersuchen die metrischen Formen, ihre allgemeinen Gesetze und individuelle Behandlung von den ältesten Zeiten bis in ihre Uebergänge in die nationalen Dichtungen des Mittelalters. Solche historisch-statistische Betrachtungsweise befähigt uns immer mehr, in dem Sprachgebrauch und Phrasenvorrath jedes einzelnen Schriftstellers Ueberkommenes und Freierfundenes, Altes und Neues zu unterscheiden, sie schärft den Blick für die feinen Wechselbeziehungen zwischen

Form und Inhalt, sie wahrt die niedere Kritik vor plumper Gleichmacherei und gibt ihrer Ausübung an gebundener Rede eine sichere Führung; die höhere Kritik aber empfängt daher nicht minder scharfe Wehr und Waffe. Ihr verdankt Bentley die Entdeckung des Digamma, wodurch die Homerkritik auf eine neue Grundlage gestellt wurde; durch sie hat G. Hermann, indem er die Geschichte des griechischen Hexameters von Homer bis in seine letzten Ausläufer verfolgte, der literar-historischen Forschung neue Wege gebahnt. Durch diese weitausgreifende historische Betrachtung, welche mit gleicher Gründlichkeit die Sprache der vor- und nachclassischen Zeit untersucht, werden aber auch Grammatik und Metrik anderen Disciplinen dienstbar gemacht. Sie schaffen der linguistischen Forschung ein gesäubertes Material, welche ohne diese Vorarbeit vergeblich dem Ursprunge der Wörter und ihrer Bedeutung nahezu kommen sucht; sie bereiten der romanischen Philologie Boden und Wege, welche nun erst in das Werden ihrer Sprachen aus dem Latein tiefer einzudringen vermag; sie gelangen dadurch zur Erkenntniss einer gewissen Gesetzmässigkeit der sprachlichen Erscheinungen und ihres Wesens.

Freilich die allgemeinen Gesetze sprachlicher Entwicklung bleiben uns verschlossen, solange unsere Betrachtung eine isolirte ist und sich innerhalb der Grenzen eines Volkes bewegt. Das gilt wie von der Sprache, so von allen anderen Erscheinungen des geschichtlichen Daseins, von Religion und Mythos, Recht, Sitte, Kunst. Wir müssen die einzelnen Erscheinungen von ihren nationalen und localen Zufälligkeiten loslösen, wenn wir die wirklichen Gesetze rein erhalten wollen, welche die mensch-

liche Natur in ihren verschiedenen Lebensäusserungen bestimmen. Es muss zu der Betrachtung der einzelnen Völker die zusammenfassende Vergleichung aller Völker oder wenigstens gewisser Völkergruppen hinzutreten. Während erstere das Individuelle vorläufig, so gut sie kann, beschreibt und ordnet, wie etwa Botanik und Zoologie, sucht letztere in dem bunten Wandel der Gestaltungen das Bleibende, wie vergleichende Anatomie und Physiologie den allgemein giltigen Gesetzen des Daseins nachgehen; sie erhellt das Unscheinbare, das in seiner Vereinzelung dem forschenden Auge leicht Entgehende, erkennt die Lücken der Entwicklung und füllt sie in richtiger Weise aus. Vergleichung ist so in unserer Zeit das belebende Princip aller historischen Forschung geworden und zieht immer weitere Kreise, bestrebt, alle Völkercultur zu umspannen und so zu erkennen, was der Mensch ist, indem sie erkennt, was er gewesen ist.

Kein Gebiet historischer Forschung zeigt deutlicher den durch die vergleichende Methode bewirkten Fortschritt als das sprachliche. Der durchsichtige Bau der antiken Sprachen und das Nebeneinander von älteren und jüngeren Formen, die eine vielhundertjährige Entwicklung verrathen, liessen längst die Ansicht reifen, dass die Sprache nicht ein Ergebniss willkürlicher Acte, sondern ein Product natürlicher Entwicklung sei, und in dem Wandel der Laute und den Bildungen der Wörter eine gewisse Regelmässigkeit ahnen. Dass aber dabei Gesetze walten und diese Gesetze mitunter nicht blos für eine Sprache bestehen, das entzog sich der Erkenntniss und somit blieb auch der verwandtschaftliche Zusammenhang grosser Völkergruppen verborgen. Vergleich man Formen und Worte verschiedener Sprachen, so blieb man

an der äussern Gleichheit des Klanges haften oder gestattete vorgefasster Meinung zuliebe unmögliche Lautübergänge. Man sah aus religiösem Vorurtheil das Hebräische als die Mutter aller Sprachen an, man leitete das Lateinische aus dem Griechischen oder gar dem Slavischen, das Griechische aus dem Vlämischen ab; ja im XVII. Jahrhundert erkannte das Domcapitel von Pampe-luna, dass die Sprache Adams und Evas das Baskische war; und so durfte Voltaire die Etymologie als jene Wissenschaft definiren, in welcher die Vocale der Wörter nichts, die Consonanten sehr wenig bedeuteten.

Diesen kindlichen Versuchen machte erst Bopp ein Ende, nachdem vor ihm Einzelne, wie im vorigen Jahrhundert der französische Missionär Coerdoux, auffällige Uebereinstimmungen des Sanskrit mit den Sprachen des Occidents bemerkt hatten. Indem Bopp die heilige, an alten Bildungen reiche Sprache der Brahmanen mit der griechischen, lateinischen, deutschen verglich und ihren gemeinsamen Besitz an Wörtern und Flexionen feststellte, wies er nach, dass so verschiedenartige Völker wie Inder, Perser, Griechen, Römer, Germanen, Slaven, Kelten eines Ursprungs sind, und legte eine Summe von Lautgesetzen bloß. Diese hat man seit Bopp, bei welchem sie noch vielfach wie eine Arbeit aus dem Groben erscheinen, besonders durch die Verwerthung lautphysiologischer Untersuchungen immer feiner bis zur Präcision unverbrüchlicher Naturgesetze herauszuarbeiten gesucht, indem man, was sie als Ausnahme durchbricht, als Wirkung eines andern gleich mächtigen Factors der Sprachbildung, der psychologischen Association, auffassen lernte. Selbst die Imponderabilien des Vocalismus haben die feinsten Aufschlüsse über die Beziehungen der Sprachen

ergeben. Nicht ohne Erfolg wurde diese vergleichende Betrachtung auf Syntax und Metrik übertragen.

Bei dieser Vergleichung behaupten die classischen Sprachen zwar eine wichtige Stellung in der arischen Völkergruppe; diese selbst aber stellt nur eine geringe Ziffer in der Menge menschlicher Sprachen dar, die Pott auf 860 berechnete. Sie alle aber müssen immer mehr Gegenstand der Sprachwissenschaft werden, wenn diese zu den allgemeinen Gesetzen der Sprachbildung, ihrem eigentlichen Ziele, vordringen will. Lag noch vor einem Menschenalter vielfach classische Philologie und Sprachvergleichung an deutschen Universitäten in der Hand eines Vertreters, so ist heute eine solche Verbindung unmöglich. Sprachvergleichung selbst innerhalb der Gruppe der arischen Völker ist zu einer Wissenschaft für sich und bedeutenden Umfanges geworden und hat demgemäss an den meisten Universitäten ihre eigene Vertretung erhalten. Ja diese hat sich nicht bloß in ihren Zielen, sondern auch in ihren Wegen, Voraussetzungen, Formeln und Terminologien so eigenartig entwickelt, dass ohne besonderes Studium kein Philologe eine linguistische Abhandlung unserer Tage zu verstehen vermag. Und doch muss die classische Philologie und müssen alle anderen, die deutsche, slavische, romanische, in enger Fühlung mit ihr, ihren Ergebnissen und ihren Methoden bleiben, wenn sie ihre Sprachen aus einem grossen Zusammenhang begreifen und in das Wesen und die lückenlose Entwicklung derselben aus der Fülle sprachlicher Möglichkeiten einen richtigen Einblick gewinnen wollen.

Aber die vergleichende Sprachwissenschaft ist noch in anderer Weise für die geschichtliche Forschung frucht-

bar geworden. Jedes Wort prägt eine Anschauung aus. Aus der Summe der Anschauungen setzt sich das Cultur-bild der Zeit zusammen, welche diese Sprache redete. Die Gemeinsamkeit des Wortschatzes verwandter Völker bürgt also für eine gemeinsame Cultur, die sie zusammen erworben und erlebt.

Wie der Geologe aus der jetzigen Form der Erdoberfläche Perioden erkennt und Processe erschliesst, die weit vor aller geschichtlichen Erinnerung zurückliegen, so eröffnet die Sprachwissenschaft den Blick in Zeiträume, mit denen verglichen die Länge des historischen Lebens der Völker gering erscheint, in welchen die ersten und ursprünglichen Lebensäusserungen des menschlichen Geistes vor sich gehen, Anschauungen und Begriffe sich bilden und ihre bleibende Prägung durch das Wort erhalten. Diese prähistorischen Gebilde sind unerlässlich für das Verständniss der historischen, die sich aus altem Erbgut und neuem Anwuchs zusammensetzen. In grossen Zügen wenigstens lassen sie erkennen, wie die Arier als eine Völkergemeinde gelebt und bis zu welcher Cultur es dieselben gebracht. Die Sprache erzählt dann weiter, wie der alte Stamm sich nach und nach in mehrere Aeste theilte, deren jeder mit dem Eintritt in die Geschichte seine eigenen Blüten und Blätter trieb.

So tritt zur vergleichenden Sprachforschung vergleichende Religions-, Sagen-, Sitten-, ja selbst Kunstgeschichte. Haben diese es für die ältesten Epochen mit dürftigem und auch unzuverlässigem Materiale zu thun, indem der Inhalt der den Wörtern zugrunde liegenden Vorstellungen sich oft nicht und nur durch feines Nachempfinden errathen lässt, so bietet die vergleichende Ethnologie Correctur und Ergänzung, und sie sind gegenüber

der Sprachwissenschaft insofern im Vortheil, als ihnen aus der vorliterarischen Periode ein immer grösserer Denkmälerschatz zuströmt und sie in historischer Zeit bald bei diesem, bald bei jenem Volksstamm auf Reste ältester Zustände stossen, welche sie, wie die Paläontologie ihre Versteinerungen, zu benützen wissen. Immer mehr klärt sich diese gährende, von begeistertem Sammlerfleiss unterhaltene prähistorische Forschung zu einer besonderen Wissenschaft mit bestimmteren Zielen und eigenthümlichen Methoden ab und verlangt bereits nach eigener Vertretung in unserer Mitte.

Aber nicht blos in dunkle Vorzeit trägt die vergleichende Betrachtung ihre Fackel. Die mannigfachsten Erscheinungen hellerer Zeiten, Vorgänge politischer und socialer Art, Entwicklungen der Kunst und Literatur sind durch sie verständlicher geworden und haben ihr Räthselhaftes verloren. Ich erinnere nur an Homer und unsere Auffassung des griechischen Epos, die selbst den Alten verschlossen blieb. Hatte auch F. A. Wolf den Glauben, dass Homer Ilias und Odyssee nicht anders als Vergil seine Aeneide gedichtet, erschüttert, so wurden wir doch erst durch Herder, welcher die Poesie des Volksliedes auf vergleichendem Wege entdeckte, angeleitet, jene Epen als Volkspoesie zu verstehen; wie sich ihre Sagenstoffe gebildet, unter welchen Anstössen der dichtende Volksgeist Sage in Poesie umsetzte, in welchen Formen sich diese Poesie gestaltete, konnten Lachmann und Müllenhoff erst lehren, indem sie die nationalen Epen deutscher Völker untersuchten und in ihrem Wesen erkannten. Was uns die Ueberlieferung als die That eines dichterischen Genius darstellt, Ilias und Odyssee lösen sich so in eine mehrhundertjährige Entfaltung des dich-

terischen Schaffens Vieler auf, welche nach Vollendung ihres Kreislaufes in der Zusammenfassung einzelner Lieder und kleinerer Epen zu den uns erhaltenen Werken ihren grossen Abschluss fand.

Selbst das Studium moderner Literaturen, deren Prozesse sich aus einer Fülle von Documenten klarer darlegen lassen, wird die historische Causalerklärung antiker Werke fördern, indem dasselbe jene literarischen Erfahrungen, Möglichkeiten und Analogien allein in solcher Vollständigkeit zu bieten vermag, um die überall klaffenden Lücken der Ueberlieferung zu füllen, die richtige Verwerthung unserer Observationen zu bestimmen, versuchte Hypothesen zu controliren. Mögen auch die äusseren Bedingungen literarischen Schaffens noch so ungleichartig sein, der schaffende Geist verfährt nach den unabänderlichen Gesetzen seiner Natur und producirt dieselben ästhetischen Reize, die sich im Laufe der Zeit zwar ablösen, aber nicht in ihrem Wesen verändern. Der Literarhistoriker wandelt hierin auf dem Wege des Naturforschers, der die vor seinen Augen sich abspielenden Vorgänge zunächst genau verfolgt, um Prozesse, welche seiner Beobachtung entrückt sind, zu begreifen.

Dass die Philologie selbst auf den Gebieten der Sprache, Metrik, Literaturgeschichte eine Summe von Erkenntnissen nicht auf ihrem Boden gewinnen kann, das zwingt sie, den Blick nach allen Seiten offen zu halten, ohne sie des Rechtes und der Pflicht zu entheben, diese Gebiete mit ihren Mitteln zu bestellen. Die Perspective vergleichender Betrachtung umspannt die Weite und Breite einer Entwicklung durch eine Vielheit von Völ-

kern; die Erforschung ihrer eigenthümlichen Züge an der Individualität eines Volkes verlangt Betrachtung aus der Nähe.

Noch mehr sind die anderen Zweige der Alterthumswissenschaft, wie Geschichte, Geographie, Alterthümer, Mythologie, Archäologie, Epigraphik und Numismatik, durch Einführung neuer Gesichtspunkte und den Zuwachs neuen Materiales erweitert und in ihrem Betrieb verselbständigt worden. Die Philologie fährt deshalb um nichts weniger fort, sich an ihrem Ausbau zu betheiligen, indem sie dieselben aus ihren Quellen reichlich speist, und empfängt von ihnen nun erst voller jene Erkenntnisse, welche ihre eigentliche Arbeit fördern. Es sei mir noch gestattet, einige dieser Erweiterungen, welche die wissenschaftliche Bewegung unserer Tage charakterisiren, kurz zu berühren.

Die Zeit liegt nicht weit zurück, da man das geschichtliche Leben der Griechen als eine von fremden Einflüssen freie Entwicklung betrachten und verstehen zu können meinte und in griechischen Sagen, wie der Kekrops- und Kadmossage, welche Beziehungen zu orientalischen Völkern verriethen, nicht den Niederschlag geschichtlicher Erinnerungen an einen alten Verkehr zwischen Orient und Occident erkennen wollte. Heute lehren zahlreiche auf verschiedenen Punkten Griechenlands und Italiens zutage geförderte Funde, zusammengehalten mit den Resten Babylons und Ninivehs, wo die Ausgangspunkte griechischer Kunst zu suchen, wie ihre Anfänge unter langdauernden Einflüssen von Osten her sich zu jener Formvollendung entwickelten, welche die Merkmale griechischen Geistes so voll und rein in sich trägt. Dieselben Ursprünge und Beziehungen werden für die gesammte Cultur immer erkennbarer. Die ersten Ver-

suche wissenschaftlichen Thuns und Denkens, die Buchstabenschrift, Mass, Gewicht, Zeitrechnung, Kleidung und Tracht verbürgen anhaltenden und regen Verkehr mit dem Orient. Durch die Entdeckungen auf dem Hügel von Hissarlik, wo Schliemann nach dem alten Troja grub, in Mykenae, Tiryns, in der Poebene und in Etrurien sind Entwicklungsreihen erschlossen, von welchen die ältesten literarischen Urkunden für sich kaum eine dunkle Vorstellung zu geben vermochten. Jetzt ist das anders geworden, indem dank dieser Entdeckungen Denkmälerforschung und Homererklärung in fruchtbare Verbindung gebracht werden. Wir beginnen mit den Augen homerischer Menschen zu schauen, was der Dichter beschreibt. Nicht als ein nebelhaftes Phantom, in scharfen Umrissen, als eine lebendige Realität tritt uns immer mehr die homerische Welt entgegen, und bereits hat mit glücklichem Erfolge der Versuch gemacht werden können, das homerische Epos aus den Denkmälern zu erklären.

Aber nicht bloß die ältere Cultur ist durch diese Denkmälerfunde in wunderbarer Weise erhellt worden. Die gesammte antike Welt erhebt sich in allen Formen ihres geschichtlichen Daseins immer vollständiger und klarer vor unserem Blick. Was die literarische Ueberlieferung uns zu wissen versagt, erzählt uns die Sprache der Inschriften. Die uns in reicher Fülle auf Stein und Erz erhaltenen Staatsacte, Bündnisse, Verträge, Stadtverfassungen, Bergwerksordnungen, ganze Gesetzbücher oder Reste solcher u. dgl. gewähren einen tiefen Einblick in das politische, das Rechts- und Verkehrsleben, ja selbst in die Technik der Gesetzgebung. An dem Formelwesen der Volksbeschlüsse verfolgen wir die parlamentarische Praxis auf ihren verschlungenen Wegen.

Andere Archive thun sich für die Finanzen Athens und seine Marine auf. Wir vermögen die Einnahmen und Ausgaben für einzelne Jahre oder Ausgaben für einzelne Zwecke, wie zum Beispiel die Prachtbauten der Perikleischen Zeit, zu berechnen. Selbst das Theaterarchiv Athens hat uns kostbare Urkunden, wichtig für die Geschichte der Literatur und des Geschmackes, gespendet.

Nicht minder beredt spricht zu uns die wortlose Sprache der Monumente, der grossen Baureste, welche wir immer sorgfältiger und vollständiger zu inventarisiren streben, des tausendfältigen Kleingeräths, welches unsere Sammlungen immer reichlicher anfüllt.

Zu keiner Zeit floss aber auch der Forschung ein so reiches Material zu. So hat sich die Zahl attischer Inschriften, von denen das Böckh'sche Corpus 1000 zusammenbrachte, auf das Zehnfache erhöht; die Zahl der publicirten römischen Inschriften aber ist fast auf 100.000 gestiegen. Was an Werken grosser und kleiner Kunst dem Boden abgenommen wurde, steht im Verhältniss dazu. Diesen neuen Besitz haben wir zu verdanken der methodischen Art des Sammelns, der pflichtbewussten Sorge gelehrter Gesellschaften, der begeisterten Opferwilligkeit Einzelner, dem einsichtigen Interesse der Regierungen, welche in regem Wettstreit ihre Mittel und Kräfte für Unternehmungen grösseren Stils zur Verfügung stellen, vor Allem dem Grossbetrieb wissenschaftlicher Forschung, welcher in Deutschland durch die Herstellung der grossen Inschriftensammlungen, die Gründung der archäologischen Institute in Rom und Athen, die planvollen Ausgrabungen in Olympia und Pergamon jene Organisation erfahren hat, die in Methode und Ziel für andere Culturstaaten Muster geworden ist.

Die Zeiten roher Schatzgräberei, welche auf die Gunst des Zufalls rechnet und mit der Bergung preiswürdiger Objecte sich befriedigt findet, sind vorbei. Unser Verfahren bestimmt ein allseitiges Interesse, das Streben, alle noch auffindbaren Reste vergangener Zeit zusammenzubringen, welche irgendwie geeignet sind, das Bild der Vergangenheit an irgend einem Punkte mit möglichster Vollständigkeit wieder herzustellen.

In diesem Sinne hat auch Oesterreich sich an dieser ehrenvollen Arbeit zu betheiligen begonnen. Unsere Akademie hat ein Corpus der attischen Grabreliefs in Angriff genommen, die österreichische Regierung hat mehrere Expeditionen nach Samothrake und Lykien ausgerüstet und ein österreichischer Mäcen hat die wichtigsten Städte Pamphyliens und Pisidiens durchforscht, und in monumentalen Publicationen liegen die Resultate dieser planvollen Unternehmungen vor uns. Noch sind wir aber mit lohnender Arbeit auf eigenem Boden im Rückstand.

Zwar sorgen einzelne Länder in patriotischem Eifer, die Fundstücke ihrer Territorien zusammenzubringen, und wohl eingerichtete Museen, wie in Linz, Klagenfurt, Laibach bergen dieselben. Aber auf dem an antiken Resten reichen Boden vor den Thoren Wiens ist bislang nur eine private Gesellschaft mit dürftigen Mitteln zu schürfen bemüht; was die ergiebigen Fundgebiete von Aquileia und Salona geliefert, steht nicht im Verhältniss zu dem, was dort noch die Erde deckt. Und man weiss nicht, ob es unter der Erde nicht besser geborgen bliebe, als in den zerstreuten Baracken, die sich Museen nennen. Auch hier wäre ein Stück Grosswissenschaft am Platze, zu welcher es nicht an Arbeitern, wohl aber an dem nöthigen Be-

triebscapital mangelt, das aber nicht lange mehr Staat und Länder versagen können.

Die sich aufstapelnden Denkmäler bleiben ja nicht mehr ein todter Besitz, bestimmt, die Schaukästen der Museen oder ihre Magazine zu füllen; sie werden sofort in geltende Werthe umgesetzt und ergiessen sich, ein frischer belebender Strom, auf alle Felder des Alterthums, dank der Kunst, diese Werthe zu heben, welche die archäologischen Disciplinen, Archäologie im engeren Sinne, Epigraphik, Numismatik, üben und fördern.

Die Massenhaftigkeit des Materials und seine Eigenart hat hier Theilung der Arbeit nothwendig gemacht und diese Disciplinen gezeitigt, deren Besorgung auch bereits an einigen unserer Universitäten durch die Errichtung von Professuren und Seminaren für Archäologie und Epigraphik in die Hand eigener Lehrer gelegt wurde. Nur scheinbar haben sich dadurch dieselben vom Stamme der Philologie abgetrennt; in Wirklichkeit sind sie neue Aeste an demselben und ziehen aus ihm ihre Triebkraft, mit ihm durch die festen Bande methodischer und realer Wechselbeziehung verbunden. Die Gesetze der Kritik und Hermeneutik gelten, wie für die literarische Urkunde, so für die Urkunde auf Stein oder Erz. Die literarische Ueberlieferung verleiht den todten Buchstaben der Inschrift so oft Leben, wie sie es von ihm empfängt. Die Welt monumentaler Denkmäler verlangt zwar die Ausbildung eigener Sinne, sie zu schauen und zu deuten, aber Grundsätze philologischer Kritik und Exegese finden auch auf sie Anwendung, und das geschriebene Wort lässt den Geist erkennen, aus welchem ein Kunstwerk geboren ist, wie andererseits die Kunst den Ideenkreis erschliesst, welcher das Literaturwerk erzeugt. So beleuchten sich

literarische und archäologische Ueberlieferung wechselseitig und jede trägt rührig von ihrer Seite die Steine zusammen, aus welchen man den Bau des Alterthums in seiner gewesenen Grösse und Herrlichkeit wieder herzustellen sucht. Wie die Dinge heute liegen, sind Philologie ohne Archäologie und Archäologie ohne Philologie dürre Reiser am Baume der historischen Wissenschaft.

Ich habe an dem Beispiele der classischen Philologie Ihnen die fortschrittliche Bewegung der Wissenschaft zu zeigen gesucht, die sich wesentlich in der kurzen Zeit seit der Reorganisation unserer Universitäten vollzog. Was an ihr sich beobachten liess, gilt von allen Fächern der philosophischen Facultät und gilt nicht minder von den Wissenschaften der anderen Facultäten. Denn alle nehmen an dem hohen Vorrecht der Universität theil, der Wahrheit ohne alle Nebenrücksichten zu dienen, und erkennen es als ihre schönste Pflicht, mit dem Sinn für wissenschaftliches Denken den Trieb nach Wahrheit zu erwecken und zu pflegen. Jede hat in dem Anschluss an die allgemeinen Wissenschaften, durch ihre Verbindung mit verwandten Forschungsgebieten, durch die freieste Entfaltung aller wissenschaftlichen Bestrebungen ihren Aufschwung gefeiert. So scheint trotz aller Specialisirung die Polyhistorie vergangener Zeiten wieder zu neuem Leben erwacht zu sein. Aber es sind nicht die Polyhistoren des XVII. Jahrhunderts, jene wandelnden Bibliotheken, die in den Schränken ihres Gedächtnisses alles mögliche Wissen beisammen hatten, die wir gelten lassen. Es ist jene Polymathie, welche mit der lebendigen Triebkraft jeder Wissenschaft, dem Sinn für selbst-

ständige Forschung in ihrem Kreise, die Fähigkeit verbindet, nicht bloß die Ergebnisse anderer Gebiete sich anzueignen, sondern auch die Wege zu kennen, auf welchen jene gewonnen werden, die Gründe zu prüfen, auf die sie sich stützen.

Unter diesen Verhältnissen wird es auch der Staatsverwaltung von Tag zu Tag schwerer, die Bedingungen erfolgreicher Arbeit an den Universitäten zu schaffen. Die Universitäten sind nicht mehr wie ehemals ein Aggregat von so und so viel Lehrstühlen. Sie sind zu Organismen geworden, welche mit dem natürlichen Wachstum der Wissenschaft sich entwickeln und erweitern müssen, wenn sie nicht verdorren sollen. Kein Glied darf fehlen, wenn die Function des Ganzen nicht stocken soll. Je mehr ein wichtiger Theil ihrer Arbeit den Seminaren und Instituten zufällt, wird dieser Organismus vielgestaltiger und freilich auch kostspieliger. Aber nicht bloß dadurch. Die Universität ist kein Organismus, der vereinzelt für sich zu gedeihen vermag. Jede Universität verlangt innerhalb des staatlichen oder nationalen Verbandes, in welchem sie steht, nach ihr ebenbürtigen Schwestern. Nur dann entbrennt der edle Wettstreit, und es vollzieht sich der rege Ersatz und Austausch von Kräften, welcher das Ganze erhält und den Einzelnen hebt. Aber noch mehr. Der Wettbewerb um die höchsten Güter der Menschheit hat, während laut vergnügt Volk und Völkchen das goldene Kalb ihrer Nationalität umtanzen, die engen Schranken der Nationen und Staaten durchbrochen. Die nationalen Unterschiede haben sich zu einer internationalen Wissenschaft aufgelöst. Durch internationalen Betrieb und Austausch wächst diese weiter. Heute vollzieht sich hier und morgen dort eine Vorbewegung. Jede will

erkannt, keine übersehen werden. Diesen Fortschritten auch nur aufnehmend in kleinem Kreise zu folgen, ist heute unmöglich ohne literarischen Apparat von einem Umfang, den, wer ausserhalb der wissenschaftlichen Bewegung steht, sich nicht wohl vorzustellen vermag. Unsere karg dotirten Bibliotheken vermögen diesen vermehrten Anforderungen nicht nach irgend einer Richtung zu entsprechen und keine hat auch nur den Anlauf genommen, zu einer Centralstätte des wissenschaftlichen Weltverkehrs zu werden, wozu sich Bibliotheken Englands, Deutschlands, Frankreichs und Italiens immer mehr emporschwingen und wozu wenigstens eine Bibliothek des Reichs gemacht werden sollte. Hier gilt es rasch und rüstig zu schaffen, wenn lang Versäumtes noch nachgeholt werden kann. Auch Bücher, die keine sibyllinischen sind, lassen sich das Zaudern zahlen.

Grosse Mittel werden bereits in Anspruch genommen, unsere Universitäten auf ihrer schwer erreichten Höhe zu erhalten; grösserer wird es bedürfen, um alle Universitäten des Reiches so auszustatten und auszugestalten, dass sie nicht in ungleichem Kampfe ermatten und erliegen, nicht geringerer endlich, wenn unsere Universität mit den grossen Universitäten Deutschlands Schritt halten und ihre Bedeutung als eine internationale Stätte der Wissenschaft und Forschung behaupten soll.

Die Wissenschaft ist begehrlieh und sie darf begehren. Ihre Interessen sind die Interessen der Gesellschaft. Sie ist nicht mehr ein schillernder Schmuck an dem Prachtgewand des Staates, sie ist die unversiegbare Quelle wie seiner intellectuellen Kraft, so seiner sittlichen Grösse, indem sie die Wahrheit sucht, begründete

Ueberzeugung schafft und den Willen, für sie einzustehen, erzieht. Diese Ansicht von dem Werthe der Wissenschaft und Bildung hat, indem sie die lange thaten- und segensreiche Regierung eines edlen Herrschers durchdrang, den geistigen Zustand Oesterreichs aus tiefem Verfall zu neuem Leben erweckt und uns, Muth und Kraft belebend, mit beflügeltem Schritt die versäumte Culturarbeit von mehr als einem Jahrhundert nachholen lassen; sie hat zur Wiederaufrichtung der Universitäten geführt und in stetem Fortschritt den Ausbau derselben gefördert; sie hat das weite Reich mit einer Fülle blühender Bildungsanstalten ausgestattet und bis in das entlegenste Dorf Strahlen ihres Lichtes gesandt; sie lässt uns getrost der Zukunft entgegenschauen. Ein unvergängliches, in ferne Zeiten leuchtendes Denkmal solcher Gesinnung, ist uns dieses herrliche Haus gebaut worden, ein Kunstwerk, das Sonntagstimmung in unser Tagwerk bringt und für Jahrhunderte die stille Macht veredelnder und erziehender Eindrücke entfalten wird.

Mögen aber auch Sie, liebe Commilitonen, von dem Werthe und der Weihe der Arbeit, die Ihrer harret, durchdrungen, dieses Haus betreten. Dann wird das Werk gelingen, wie es soll. Sie werden sich die Kraft des Geistes und den Adel der Gesinnung sammeln, welche die ehrliche Bestellung jedes Berufes fordert. Sie werden sich, dereinst von uns entlassen, im Kampfe des Lebens als tüchtige Führer und Streiter bewähren und durch das Gewoge materieller Interessen hoch die Fahne der Humanität und freier Bildung tragen, dem Staate zum Heil, Ihrer *alma mater* zur Ehre.
